



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

3.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

aber das warme Glaubensleben ist noch nicht wieder in voller Blut erwacht, und er versteht deshalb noch nicht die stumme Mahnung, die ihm das verhüllte Kreuzbild zurnft: „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! . . . Durch Kreuz zum Sieg!“

3.

Der Abend des ersten Ostertages senkt sich nieder über Feld und Fluren, über Stadt und Land. Still und verträumt liegt unweit des Dorfes Lödinghausen der Finkenhof. Ein paar alte, knorrige Eichen recken ihre Äste wie schutzpendend über das graugrüne, moosige Dach des Hauses, in dem schon seit mehr denn zwei Jahrhunderten die Stelling's schalten und walten.

Der Besitzer des stattlichen Gutshofes steht am Fenster der Stube und blickt gedankenvoll in den dämmernden Abend, der da draußen alles grau in grau spinnt. Die Linke hält die Maserpfeife, während sich die Rechte auf die Stuhllehne stützt.

Vor kurzem hat er das siebenzigste Jahr vollendet, wo mancher zu beten anhebt: „Nun lässest du, o Herr, deinen Diener in Frieden fahren.“ Aber hochauferichtet, fest und stark wie die Eichen seines Hofes, so steht der Greis da in der halbdunklen Stube. Gewiß, auch er hat schon manchmal empfinden müssen, daß er nicht mehr zu den Jungen gehört, und er hat auch nie gescheut, an das Ende seines arbeitsreichen Lebens zu denken, ein Gedanke, der bei manchen nur

Furcht und Schrecken erzeugt. Frei und furchtlos kann er seiner letzten Stunde entgegensehen, und ihm wär's schon recht, wenn der liebe Herrgott seinen Boten senden würde, der ihn hinüberholte in die jenseitige Heimat, denn er hat oft geglaubt, sein Tagewerk getan zu haben. Aber nun wacht in seiner Seele doch noch die stille Bitte: „Herr, noch eine Spanne Zeit, wenn's dir recht ist . . .“ — Der Hans ist ja nun wieder daheim, der Scholle, dem Hofe zurückgegeben. Den Wunsch hat ihm der Vater im Himmel gnädig erfüllt. Wird sich schon bald einleben und ein echter Bauer werden . . . und wenn dann eines Tages eine junge Frau auf den Finkenhof kommt und er noch Enkel auf den Knien wiegen dürfte . . . Herrgott, das wäre der zweite große Wunsch. Wenn der noch erfüllt werden könnte, dann könnte der Bote Gottes wohl kommen. . . . Aber doch noch einen Wunsch hat er jetzt, einen dritten: den Sieg zu erleben in dem Kampf, der sich zwischen Regierung und Kirche entwickelt hat. . . . Am Nachmittage noch hat er im Neuen Testament gelesen, und er ist bei den Worten Christi an Petrus stehen geblieben: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!“ Da hat er zu lesen aufgehört und seinen Gedanken Freiheit gegeben. Und die haben ihn fortgetragen in die Vergangenheit, in die ersten Zeiten des Christentums, wo ein fast dreihundert Jahre währender Kampf der Kirche wohl

Wunden schlug, aber auch glorreiche Siege brachte; in jene Zeiten, wo die Kirche mit herrschsüchtigen Kaisern und Königen zu ringen hatte; in die Zeiten der Glaubensspaltung, wo mancher schon das Ende der Kirche Christi gekommen glaubte. Bittere und harte Kämpfe haben sich da vor seine Geistesaugen gedrängt, aber stets ist diesen Kämpfen der Sieg der Kirche Christi gefolgt, gemäß der göttlichen Verheißung. Und er zweifelt gar nicht, daß auch aus diesem Kampfe, der der Kirche von siegberauschten Staatsmännern aufgezwungen ist, die Braut Christi siegreich und glorreich hervorgehen wird. Dann wird das Kreuz in neuer Herrlichkeit erstrahlen, und die verbannten Hirten werden im Triumph zu ihren verwaisten Herden zurückkehren. Auch der Karl, der am Karfreitag als verbannter Priester auf dem Finkenhofe angekommen ist. . . . Das noch erleben, Herr, wenn es sein könnte. . . .

Da kommt der Hütejunge in die Stube. Etwas zage bleibt er am Eingang stehen.

„Nun, Alois, was gibt's?“ fragt Stelling.

„Herr, da hinten in der Wiese liegen noch ein paar alte Pfähle, die wir nicht mehr brauchen. Dürfen wir die zum Osterfeuer nehmen?“

„Meinetwegen,“ gibt der Gefragte zur Antwort. „Aber macht's nicht zu toll. Weißt wohl, daß die Osterfeuer verschiedenorts verboten sind.“

„Hier doch nicht.“

„Nein, hier noch nicht.“

„Ist doch auch eine uralte Sitte.“

Der Bursche geht wieder hinaus, und Stelling setzt seine Pfeife aufs neue in Brand und wendet sich wieder dem Fenster zu. Dort hinten über dem Tannenwalde geht der volle Mond auf. Und da auf dem Habichtsberge beginnt ein Feuer aufzuleuchten, das Osterfeuer, wofür die Burschen schon tagelang allerhand Brennmaterial zusammengesammelt haben. Nun wirbeln die Funken wie ein sprühender Regen in die warme Abendluft, nun lodern die Flammen weit in die Lande hinaus. Und Gesang wird hörbar. Stelling lauscht und vernimmt die Worte:

„ . . . Ihm kann kein Siegel, Grab noch Stein,
Kein Felsen widerstehn,
Schließt ihn der Unglaub' selber ein,
Er wird ihn siegreich sehn. . . .“

Ein Echo, eine innere Befriedigung lösen diese Worte in Stellings Seele aus. Sie sind ja auch nur geeignet, seine Zuversicht, seine Siegesgewißheit zu stärken. Und so zieht nach all seinem Sinnen und Grübeln eine recht selig-frohe Osterstimmung in seine Brust ein. —

Das Abendessen vereinigt ihn mit seinen beiden Söhnen in der kleinen Stube.

Nach der Mahlzeit verläßt Karl das Zimmer, um gleich darauf im grauen Reiseanzuge wieder einzutreten.

„Nun wird's Zeit für mich, daß ich zur Bahn komme.“

„Willst du wirklich fort, Bruder?“ fragt Hans.

„Natürlich. Die mir anvertrauten Seelen sollen die Ostertage doch eine heilige Messe haben. — Um 11 Uhr verlasse ich den Zug. 1 Uhr bin ich in Rehme. Um 4 Uhr ist Messe, und um 5 Uhr fährt mich der Bergschulte selbst wieder zur Bahn. — Um Mittag herum denke ich wieder hier zu sein.“

„Sollen wir dich mit dem Wagen auch abholen?“

„Ist nicht nötig, Vater. Es sind ja nur zwei Stunden zu gehen, und die sind bei dem schönen Frühlingswetter eine Erholung.“

„Gehen? — Wenn es dir möglich ist. Wenn dich die Polizei nicht aufs neue unter ihre weitreichenden Fittiche genommen hat,“ meint Hans mit sarkastischem Lächeln.

„Dem Mutigen gehört die Welt, Hans. — Gott wird schon helfen.“

„Wissen die Leute denn Bescheid, Karl?“ fragt dann der Vater.

„Die sind benachrichtigt. — Doch nun wird's Zeit. Soll der Heinrich fahren?“

„Nein, ich fahre selbst. Der Abend ist ja so angenehm.“

„Und ich begleite euch,“ fällt Hans ein.

Nach einer Viertelstunde rollt ein Wagen vom Finkenhof in die schweigende, feierliche Mondnacht.

Der alte Stelling hat die Zügel in der Hand, ihm gegenüber sitzen seine beiden Söhne: Hans, der ehemalige Offizier, und Karl, der ausgewiesene Priester, der nun unter dem Schleier der Nacht seinen bisherigen Wirkungskreis wieder zu erreichen suchen will, um inmitten seiner verwaissten Schäflein das heilige Meßopfer zu feiern. —

Am Morgen des zweiten Ostertages macht der alte Stelling mit seinem Sohne Hans einen Spaziergang in die Felder. Da erklärt er ihm, was in den nächsten Tagen alles zu tun ist, und Hans lauscht wie ein lernbegieriger Schüler.

„Es freut dich doch, Vater, daß ich wieder daheim bin, was?“ fragt Hans im Laufe des Gespräches mit schalkhaftem Lächeln.

„Das tut's, Junge! — Und schau mal umher: Rings um dich herum liegen unsere Äcker, Wiesen und Waldstücke und da der alte Finkenhof. Ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das alte Stelling'sche Erbgut in andere Hände übergehen, daß es einen anderen Namen tragen sollte. Weißt du, wir Bauern fühlen uns auf der angestammten Scholle wie Könige, frei und reich. Und ich meine, es müßte dieser Gedanke dich auch ganz glücklich machen.“

Hans nickt lachend: „Das tut er ja auch, Vater.“

„Na also! Hab' ich doch auch recht. — Und dann, Junge, daß ich's dir nur gleich schon sage,“ der alte Mann hat seine Schritte gehemmt und blickt seinem

Sohne nun tief in die Augen, „sieh zu, daß bald wieder eine Frau auf den Hof kommt. Bist alt genug dazu, und Zeit ist es wirklich. . . .“

„Bist ja recht besorgt, Vater, daß der Name Stelling aussterben könnte.“

Der Vater überhört des Sohnes lachende Bemerkung und fährt fort: „Ich lasse dir ganz freie Wahl, nur eine Berlinerin, die darfst du mir nicht bringen.“

„Sei nicht bange, Vater!“

„Brauchst dich nur umzusehen. Wirst schon genug finden. Gleich unser Nachbar Dilius hat zwei Töchter auf dem Hofe, stattlich und kräftig. Was meinst du dazu?“ Forschend ruhen des Vaters Augen auf dem Sohne.

„Dilius?“ fragt Hans erstaunt. „Wohl, ich erinnere mich der beiden Töchter noch von früher. Hab sie nun seit langem nicht gesehen. — Aber, Vater, wär' dir das denn recht? Sagtest du denn nicht gestern abend, die Dilius hätten sich der altkatholischen Bewegung angeschlossen? — Weißt du, Vater, da in Berlin hab' ich es manchmal nicht so genau genommen mit den religiösen Pflichten, das bekenne ich ganz offen. Aber nun, wo ich wieder in der Heimat bin, wo ich wieder auf katholischem Boden stehe, wo ich all die Vorkommnisse der letzten Zeit bedenke, da urteile ich doch anders über die Sache. Und da meine ich: Wenn die Stelling's immer gut katholisch waren und

treu zur Kirche standen, dann paßt von den Dilius keine auf unseren Hof, Vater."

Des alten Mannes Augen leuchten auf bei diesen Worten seines Sohnes. „Hans, das läßt dich Gott sprechen. Das nur wollt' ich hören! — Hier, gib mir die Hand! — Jetzt bin ich zufrieden, nun ist mir um dich nicht bange."

Ganz glücklich stehen sich die beiden Männer gegenüber, und die Ostersonne umkost sie und hüllt die Welt um sie her in Licht und Wärme.

„Da fürchtest du also nicht, daß ich eine verkehrte Wahl treffe, Vater?"

Der alte Stelling schüttelt den grauen Kopf: „Wenn du die Grundsätze hochhältst, dann . . ."

„Und wenn ich dir nun eine aus der Stadt brächte, was dann?"

„Aus der Stadt? Aus welcher Stadt?" fragt der Alte erstaunt.

„Du weißt, Vater, daß ich mich einige Tage in Paderborn bei Wienholds aufgehalten habe. Du kennst deren Töchter. Die älteste, die Lisbeth, will ja ins Kloster, aber die jüngere, die Regina — ich will's dir gestehen — hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und die möchte ich mir wohl für die Zukunft als Frau zur Seite wünschen. Wäre die dir recht, Vater?"

„Die Wienholds Regina?"

„Die mein' ich, Vater!"

„Hm, hm,“ macht der Alte und streicht seinen grauen Bart und blickt gedankenvoll in die Weite.

Der Hans sucht in den Mienen des Vaters zu lesen, aber er weiß nicht, was er darin lesen soll. Da fragt er nach einem Weilchen wieder: „Was meinst du dazu, Vater?“

Da wendet der Vater ihm das Gesicht wieder voll und ganz zu, und während die Finger noch immer den Bart zupfen, antwortet er: „Hab' sicher nichts gegen die Wienholds, gar nichts; im Gegenteil, wir sind ja dick genug in der Freundschaft, und das schon seit Jahren, und es sind gute Leute, wirklich wahr, gute Leute, aber . . . aber . . .“

„Na, was denn, Vater?“

„Ich meine, auf so einen Gutshof müßte schon eine vom Lande.“

„Ach so! Du fürchtest, daß . . . aber weshalb, Vater? Wenn das deine ganze Sorge ist; ich meine, das sollte dich nicht zaghast machen. . . . Und, Vater, ich bin ja auch noch ein halber Städter und muß mich erst wieder einleben, und ich glaube, die Regina würde das auch schon. . . . Und hast du denn ganz vergessen, daß auch unsere gute selige Mutter eine Städterin war? Hättest du dir denn eine bessere Frau wünschen mögen?“

„Nein, Junge, nein,“ spricht der Vater etwas bewegt. „Eine bessere wie die Mutter gab's ja nicht.“

„Na, also!“

„Da hör' mal hier: Ich kenne die Regina ja auch, ist ja ein kreuzbraves Mädel, und ich glaube ja auch, daß sie dir eine gute Frau und mir eine liebe Schwiegertochter würde, aber . . . nur . . . Na, wird auch schon werden. — Will sie denn wohl?“

Dem Hans jubelt das Herz in der Brust vor lauter Freude und Glückseligkeit, und nun muß er gar laut auflachen bei des Vaters Frage.

„Da fragst du schon etwas viel, Vater! — Ich hab' dir nur gesagt, daß sie auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat und ich sie mir wohl als Frau wünschen möchte. Befragt habe ich sie noch nicht. Habe auch noch nie eine diesbezügliche Andeutung gemacht.“

„Das hast du noch nicht?“ staunt nun der Vater.

„Ich konnte doch nicht mit der Tür ins Haus fallen.“

„Dann will ich dir mal was sagen: Eine Frau tut dem Hofe not, das ist sicher; und die Regina möchtest du am liebsten, das ist auch sicher. Da will ich mal den Freier machen. — Bin ja schon über die Siebenzig, aber ich meine, dazu habe ich doch noch den nötigen Schliff. — Ist's dir recht?“

„Vater, ganz recht! — Eine größere Freude kannst du mir nicht bereiten.“

„Na, wollen mal sehen!“

Dann wandern Vater und Sohn wieder weiter durch die Fluren und Felder, bis sie zu dem Holzkreuz

kommen, das auf einem kleinen Hügel, von einer Linde überschattet, dort steht, wo die Gründe des Finkenhofes mit denen des Feldhofes zusammenstoßen. Alt ist das schlichte Heiligtum, alt und moosgrün von Wind und Wetter, nur der Korpus ist frisch gestrichen und leuchtet hell hervor. Im Jahre 1812 hat man an dieser Stelle eines Morgens einen Sohn vom Feldhofe, der mit dem Heere Napoleons nach Rußland gezogen war, tot aufgefunden. Er war einer von den Wenigen gewesen, die nach dem Zusammenbruch der großen Armee zerlumpt und elend nach Deutschland zurückkamen. Hier in der Nähe des elterlichen Hofes war er vor Erschöpfung zusammengebrochen. Da hat man an dieser Stelle das Kreuz errichtet.

Aus dem Dunkel einer Tannengruppe kommt nun ein Mann auf die beiden zugeschritten. Eine große, kräftige Gestalt mit bartlosem Gesicht und stahlgrauen Augen. Dilius ist es, der Besitzer des Feldhofes, der sich ebenfalls auf einem Gange durch die Felder befindet und nun den beiden die Hände zum Gruß entgegenstreckt.

„Morgen, Franz! — Und hier — ist's denn möglich — hab' mir die Augen bald aus dem Kopfe geguckt — der Herr Leutnant?“

„Leutnant a. D.“ lacht Hans; „'n Morgen, Nachbar Dilius. Für den alten Nachbarn bin ich wieder der Hans, wie früher auch; den Leutnant laßt nur fort. — Werde nun dem Vater den Pflug aus

der Hand nehmen, und wir zwei werden hoffentlich ebenso gute Nachbarn werden, wie es die Dilius und Stellings stets waren."

"Freut mich, das zu hören, Hans, und ich will alles tun, daß es so bleibt. — Also in der Heimat bleibst du nun? Das ist vernünftig. Der Vater kann schon Hilfe brauchen. Alle Achtung vor dem Soldatenstande, aber es geht doch nichts über den freien Bauernstand. Und man hat nur eine Heimat."

"Das habe ich dieser Tage schon eingesehen, Nachbar. Nur schade, daß ich so manches anders gefunden habe, als es sein sollte."

Der Dilius merkt wohl, was der Hans sagen will, aber er geht nicht darauf ein. Er fragt nur: "Aber warum bist du nicht schon mal herübergekommen?"

"Er ist erst am Freitag gekommen, Wilhelm," entschuldigt der Vater die Unterlassung der nachbarlichen Pflicht.

"Dann denk' ich aber, daß ihr beiden heute nachmittag mal den Weg zum Feldhose findet. — Die zu Hause werden sich wundern, wenn ich das erzähle."

"Wollen sehen, wenn's möglich ist. Sonst die nächsten Tage mal."

Noch eine Weile plaudern die drei über Wetter und Feldbestellung, bis der alte Stelling endlich zur Heimkehr mahnt.

„Ist doch noch immer der Alte, unser Nachbar Dilius,“ meint Hans, wie er mit dem Vater über die Feldwege heimgeht, „hat sich wenig verändert. — Unverwüßlich!“

„Nur schade, daß er sich in seinen Gesinnungen so geändert hat,“ entgegnet der Vater, „war sonst anders, ganz anders.“

„Was hat ihn denn dazu getrieben?“

Der Alte zuckt die Schultern. „Weiß ich's? Man munkelt wohl, daß es auf dem Hofe den Krebsgang gehen soll und daß er eine Summe Geldes, die er vor ungefähr einem Jahr aufgenommen hat, nur unter der Bedingung erhalten haben soll, daß er sich den Altkatholischen anschliesse.“

„Das begreife ich nicht. Waren doch immer ganz gute Verhältnisse.“

„Waren's mal. Aber solange das junge Weib, das er wiedergeheiratet hat, auf dem Hofe ist, soll's hapern. Soll eine recht unfreundliche und zänfische Frau sein; und Dilius sucht seinen Ärger herunterzutrinken. Nun kannst du's dir denken, wie es geht.“

„Ist das wirklich so, Vater?“ staunt der Hans.

„Ja, das ist so. — Aber das mit dem Gelde, das weiß ich nicht genau.“

Der Hans schüttelt ein paarmal bedauernd den Kopf. „Tut mir wirklich leid. Und wenn es so sein sollte mit dem Geldleihen, dann tut er mir doppelt leid. Das hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß er des

Geldes wegen zum Verräter werden sollte an seinem Glauben. — Möchte nun schon am liebsten den Hof gar nicht betreten, Vater.“

„Das wirst du schon anstandshalber müssen, Junge. Da du nun hier bleibst, ist's eine nachbarliche Pflicht. — Brauchst dich ja nicht weiter zu geben, wie nötig ist. Und Feuer wirst du ja dort wohl nicht fangen, da du Absichten auf Wienholds Regina hast.“

„Nein, Vater, gewiß nicht, deswegen sei nur ohne Sorge.“ —

Kurz vor Mittag stellt sich auch Karl Stelling wieder auf dem Finkenhofe ein. Wie ein echter Wandersmann, den Mantel über den Arm gehängt, das Gesicht von der Wärme gerötet und in der Hand den Stock, so kommt er von seiner heimlichen Pastorationsreise zurück. Der Vater und Hans sitzen im Sonnenschein vor dem Hause auf der Bank, die sich an den Stamm einer Eiche lehnt.

„Glücklich zurück?“ ruft Hans dem Heimkehrenden schon auf einige Schritte Entfernung entgegen.

„Wie du siehst, Bruder,“ antwortet Karl, indem er sich scheu umblickt, ob nicht auch ein Unberufener in der Nähe ist. Da er niemand gewahrt, setzt er sich zu den beiden unter den Baum, wischt den Schweiß von der Stirn und beginnt mit vor Freude leuchtenden Augen: „Das hat mal gut gegangen. Und will's Gott, so ist es nicht das letztemal gewesen.“

„Was meinst du aber, wenn man dich verraten hätte?“

„Wer hätte das tun sollen? Aus dem Dorfe sicher keiner. Auf die Leute kann ich mich verlassen. Die sind ja froh, daß sie Gelegenheit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten haben, und da sollte ein Verräter darunter sein? Nein, Hans, da kennst du unsere Landleute aber nicht. — Und wenn ich wirklich noch einmal ausgewiesen würde und gar eine Strafe über mich verhängt werden sollte, meinetwegen das Schlimmste, Einkerkierung, glaubst du, ich würde deshalb Scheu haben? — Gerade die Gefahr erhöht den Mut. Nun, wo ich mich auf Schleichwegen meiner Herde nähern muß, wo ich den Gläubigen nur bei Nacht und Nebel die heiligen Sakramente spenden, das heilige Opfer feiern kann, wo die Leute bis auf den letzten Mann sich in der dunklen Kirche einfinden, nun ist's mir, als ob die ersten Zeiten des Christentums mit ihrem Glaubensmut wieder angebrochen seien. Und wie die Kirche jene Perioden glorreich und siegreich bestanden hat, so wird sie auch aus diesem Kampfe neugestärkt und ehrenvoll hervorgehen, des bin ich gewiß!“

„So wird's auch sein, Karl,“ fällt der Vater mit bewegter Stimme ein, „der alte Gott lebt noch. Und es haben schon größere Geister als unsere heutigen Staatsmänner versucht, die Kirche zu knechten oder sie zur Dienerin des Staates zu machen, aber all

ihr Tun war nur eitel und nichtig. Die Kirche ist von Gott auf einen Felsen gebaut, und der troht allen Zeitenstürmen, wie heftig die auch toben mögen, bis ans Ende der Welt."

4.

Unter der alten Eiche des Finkenhofes sitzen Stelling und sein Nachbar Dilius. Das Gold der sinkenden Sonne blickt durch das Gezweige des Baumes und spielt mit den weißen Haaren der Männer, die vor sich hinstarren ins Weite und doch nichts sehen von all der Frühlingsherrlichkeit, die da im Tal und an den waldigen Bergeshängen ausgestreut ist. Auf dem Hofe sind die Knechte mit dem Abschirren der vom Felde heimgekehrten Gespanne beschäftigt. Der Hofherr, der sonst alles genau überwacht, hat nun keine Blicke dafür. Ernst und schweigend sitzt er da.

Nun beugt sich Dilius etwas zu ihm herüber und schaut ihm in die Augen. „Was meinst du, Franz, wär's nicht schön so?"

Dem alten Stelling zuckt gar keine Wimper. Gleichmütig blickt er geradeaus, nur an den dichten hervorquellenden Rauchwolken seiner Pfeife merkt man, daß es in ihm wogt und ringt. . . . Kommt ihm der Dilius mit so einem Plan, der, genau betrachtet, gar so übel nicht wäre, wenn er nicht vom Dilius käme, vom Dilius, der seinen Glauben für ein Linsenmus verkauft hat. . . . Wäre ja ein herrliches Gut,